

Leseprobe



Hört nur, wie lieblich es schallt

Ein musikalisches Winterlesebuch

128 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden, farbige Abbildungen
ISBN 9783746260624

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2022

Der Winter

Ruhige und friedliche Tage am Kamin verbringen,
während draußen der Regen alles durchnässt.
Langsam und vorsichtig über das Eis gehen
aus Furcht davor, hinzufallen.

Auf dem Eis gehen, zu schnell, ausrutschen und hinfallen.
Erneut auf das Eis gehen und schnell laufen,
bis das Eis knackt und zerbricht.

Durch verschlossene Türen die Winde hören:
Schirokko, Boreas und die kriegerischen Winde.
So ist der Winter, der doch Freude mit sich bringt.

Erstarrt zittern bei eisigem Schnee.
Im erbarmungslosen, grauenhaften Wind
ununterbrochen laufen, mit den Füßen stampfend,
und vor übermäßiger Kälte mit den Zähnen klappern.

Antonio Vivaldi, aus den „Vier Jahreszeiten“



benno

Inhalt

Eine musikalische Winterreise	7
<i>Eva Strittmatter:</i> Vor einem Winter	8
<i>Peter Härtling:</i> Winterreise	9
<i>Franz Schubert/Wilhelm Müller:</i> Winterreise (Liedtexte)	23
<i>Chris Stadtländer:</i> Winter 1814–15	29
<i>Theodor Fontane:</i> Alles still	33
<i>Günter Eich:</i> Vorwinter	34
<i>Till Sailer:</i> Hamburg im Januar 1865	35
<i>Franz Werfel:</i> Der Schneefall	41
<i>Paul Barz:</i> Willst du ein Bierpfeifer werden?	42
<i>Paul Barz:</i> Bin ich denn ein Bierpfeifer?	48
<i>Mascha Kaléko:</i> Lied im Schnee	56
<i>Christian Morgenstern:</i> Winternacht	58
<i>Tomas Tranströmer:</i> Formeln des Winters	60
<i>Eduard Ebel:</i> Leise rieselt der Schnee	60
<i>Friedrich Haarhaus:</i> Der Schnee – ein Weihnachtsgruß	61
<i>Volkstümlich:</i> Schneeflöckchen, Weißbröckchen	65
<i>Friedrich Haarhaus:</i> Kein Schrecken vor dem Winter!	66
Jauchzet und frohlocket	71
<i>Marianne Vogel Kopp:</i> Das Weihnachtsoratorium	72
<i>Hanns Dieter Hüsch:</i> Dezember	77
<i>Stefan Zweig:</i> Weihnacht	81
<i>Wilhelm Raabe:</i> Ein Glockenschlag	82
<i>Bernd Lutz Lange:</i> Weihnachten	84
<i>Ida Bindschedler:</i> Der Weihnachtstag	87

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm, zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st-benno.de.

ISBN 978-3-7462-6062-4

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Zusammenstellung: Volker Bauch, Gößnitz
Umschlaggestaltung: Rungwerth Design, Düsseldorf
Covermotive: © stock.adobe.com/dariaustiugova
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsal (A)

<i>Irmgard Tabea Laps:</i> Weihnachten einmal anders	93
<i>Theodor Fontane:</i> Effi Briest	98
<i>Jochen Weimar:</i> O Tannenbaum, o Tannenbaum	107

Musik für ein Neues	110
<i>Wilhelm Busch:</i> Die Uhren	111
<i>Johann Peter Hebel:</i> Neujahrslied	116
<i>Joachim Ringelnatz:</i> In der Neujahrsnacht	118
<i>Oswald Köberl:</i> Das Werk des František Smrčka	119
<i>Hoffmann von Fallersleben:</i> Neujahrslied	125
Quellenverzeichnis	127

Eine musikalische Winterreise



Vor einem Winter

Ich mach ein Lied aus Stille
Und aus Septemberlicht.
Das Schweigen einer Grille
Geht ein in mein Gedicht.

Der See und die Libelle.
Das Vogelbeerenrot.
Die Arbeit einer Quelle.
Der Herbstgeruch von Brot.

Der Bäume Tod und Träne.
Der schwarze Rabenschrei.
Der Orgelflug der Schwäne.
Was es auch immer sei,

Das über uns die Räume
Aufreißt und riesig macht
Und fällt in unsre Träume
In einer finstren Nacht.

Ich mach ein Lied aus Stille.
Ich mach ein Lied aus Licht.
So geh ich in den Winter.
Und so vergeh ich nicht.

Eva Strittmatter

Winterreise

Schober und Schwind nehmen ihn lärmend in Empfang.
Er trinkt mit ihnen, betrinkt sich, lässt sich fallen.
Erzähl, bitten sie.

Er spricht, schon zögernd, den Sommer nach, dann fragt
er sie aus. Schwind ist noch immer beleidigt, dass er es
abgelehnt hat, zu ihm und Bauernfeld zu ziehen. Mir ist
nicht danach gewesen, erklärt er.

Mit Schober schläft er. Es ist eine Art Liebe, die ihn nicht
angreift, über die sich Bauernfeld gelegentlich lustig
macht.

Sie sind Freunde, aber schon keine Weggefährten mehr.
Nun bestimmt er die Zeit, alles bewegt sich rascher und
scheint dennoch stillzustehen. Hier höre ich auf, sein Le-
ben nachzuerzählen, Stationen zu buchstabieren.

Er wohnt erst noch im Frühwirthshaus, dann in der Bä-
ckerstraße 6, danach auf der Bastei, beim Karolinentor,
dann zieht er bei Schober ein, in den Tuchlauben, und
hat es komfortabel wie nie vorher, zwei Zimmer und eine
Musikkammer mit Klavier.

Er wandert durch die Stadt, durch die Salons, wird ge-
feiert. Die Schubertiaden wachsen sich zu Festen aus
und haben doch mit seiner Musik kaum etwas zu tun.
Manchmal verdrießt er seine Gastgeber, indem er ohne
Erklärung die Festivität verlässt oder den ganzen Abend,
nachdem er musizierte, vor sich hinbrütend in einer Ecke
hockt.

Er könnte eine Liebe anfangen. Sie wäre so närrisch wie
Grillparzers Liebe zu Katharina Fröhlich.

Ich bitte dich, du kannst ihn noch einmal sehen. Josef Hüttenbrenner lädt ihn ein, den sterbenden Beethoven zu besuchen. Schindler wisse Bescheid.

Es ist eine Szene, die seine Freunde sich ausgedacht haben könnten. Er wird vorgelassen, allein, nicht zusammen mit Hüttenbrenner.

Beethoven liegt im Bett, reglos, wie aufgebahrt. Er hört nichts. Er kann alles hören. Schindler misst die Zeit der Betrachtung. Nun nickt er, kaum merklich. Es reicht. Er müsse sich entfernen.

Beim Begräbnis am 26. März ist er einer von den sechs- unddreißig Fackelträgern, Grillparzer und Raimund mit ihm, auch Randhartinger, der Kamerad aus dem Konvikt, den er nie hat leiden können, der später Dirigent der Hofkapelle sein wird, mit dem er nach der Beerdigung auf dem Währinger Friedhof in ein Beisl zieht, sich betrinkt, so gut wie nichts mit ihm redet, was sollte er auch, aber in Gedanken probiert er Sonaten-Anfänge aus.

Mit Bauernfeld gerät er beinahe noch in die Fänge der Metternichschen Polizei, was eher ein Gaudium gewesen wäre, dennoch spürt er den frostigen Zugriff: Sie waren beide aufgefordert worden, dem Unsinnsbund der Ludlamshöhle beizutreten, einer Vereinigung von Bürgern und Künstlern, die sich im Bund als Ausbund von Narretei und Heilsicht auszuweisen hatten, nun der Polizei wegen Geheimbündelei vorgeführt wurden.

Lauf, Schubert, lauf, habe ich ihm, kommentiert Bauernfeld im Nachhinein, zugerufen.

Lauf, Schubert, lauf.

Wieder gibt es keinen Hinweis, wo und wann er zum ersten Mal in der „Urania“ blättert, in der zwölf Gedichte der

Winterreise stehen. Das Taschenbuch ist dem Jahr 1823 gewidmet, also vor vier Jahren erschienen. Wahrscheinlich abgegriffen, Lesezeichen zwischen den Seiten.

Es könnte so gewesen sein: Er ist mit Schober früher nach Hause gekommen als üblich. Sie unterhalten sich über Bekannte und Unbekannte, denen sie im Laufe des Abends begegneten, wobei Schober sich durch anzügliche Charakterisierungen hervortut. Schubert möchte sich zurückziehen; Schober überredet ihn, wenigstens für ein Glas Wein noch zu ihm zu kommen. Sie plaudern. Inzwischen hat er gelernt, seine Gegenwart vorzutäuschen. Schober wiederum kümmert sich nicht um seine Abwesenheit.

Da hast du recht, sagt er.

Wie angenehm, sagt er.

Aber geh, sagt er.

Ja, der Huber hat etwas Ordinäres, sagt er.

Auf dem Tisch liegt ein Bändchen, das Schober offensichtlich auf seiner Reise begleitet hat. Schubert greift danach, wirft Schober einen fragenden Blick zu, blättert ohne größeres Interesse, das Buch bleibt aufgeschlagen, er liest den Namen des Dichters: Wilhelm Müller, liest weiter: „Fremd bin ich eingezogen / fremd zieh ich wieder aus“, erhebt sich, entschuldigt sich bei Schober, geht über den Flur in seine Kammer, setzt sich, zieht den Stuhl eng an den Tisch, legt das Buch vor sich hin, streicht mit dem Handrücken über die aufgeschlagenen Seiten, liest „Fremd bin ich eingezogen / fremd zieh ich wieder aus“, und pocht die Achtel, diese Schrittfigur, die das Laufen nicht meint, das Wandern nicht, sondern das ungestüme Treten auf der Stelle: „Fremd bin ich eingezogen“.

(Ritardando. Sie wandern aufeinander zu, zwei Schwierige, in sich gekehrt, viel zu früh müde, und kommen sich doch nicht vor die Augen. Es ist schon eine Weile her, dass ich diesen Anfang einer kurzen Lebensbeschreibung Wilhelm Müllers schrieb. Jetzt, nachlesend, erstaunt es mich noch mehr, dass Schubert sich nie weiter um den Dichter der „Schönen Müllerin“ und der „Winterreise“ kümmerte, nie nach ihm fragte, nichts von ihm wissen wollte. Müller kam um Schuberts Antwort, hörte sie nie. Sie hätte ihm auch nicht mehr helfen, ihn aber für einen Moment glücklich stimmen können. Müller war drei Jahre älter, 1794 in Dessau geboren. In bescheidenen Verhältnissen wuchs er auf, verlor, wie Schubert, bald die erste Mutter. Der Vater ermöglichte ihm ein ausgiebiges Studium in Jurisprudenz und Philosophie. Er reiste, wurde Soldat, entzückte in Berlin die Damen und Herren im Salon von Luise Hensel, schrieb, angeregt von Goethe, als „Spiel“ den Gedichtkreis um die „Schönen Müllerin“, heiratete Adelheid Basedow, gab seiner Unruhe nach, wanderte, wollte nach Athen, kam nach Rom, empörte sich über die verordneten Unreinheiten, die Pressezensur, wurde ein liebevoller Vater, ein geachteter Bibliothekar in seiner Vaterstadt Dessau; Heine rühmte ihn, und die schwäbischen Romantiker nahmen ihn in ihrem Kreis auf. Da war er aber schon unterwegs, hatte seine langen und nicht gerade geglückten Gedichte für die um ihre Freiheit kämpfenden Griechen veröffentlicht und hieß von da an der Griechen-Müller, war unterwegs, und aus der Rinde, in die er seine Liebe eingeschnitzt hatte, war Eis geworden: „Mein Herz, in diesem Bache / erkennst du nun dein Bild? / Ob's unter seiner Rinde / wohl auch so reißend schwillt?“ In dem Jahr, 1827, als

Schubert seine Winterreise antrat, die zwölf Gedichte aus der Urania vertonte, starb Wilhelm Müller. Es kann sein, er nahm sich, wandermüde, das Leben. Ich frage mich, ob keine der Wiener Zeitungen diese Nachricht brachte. Das ist kaum vorstellbar. Doch scheint es so gewesen zu sein. Schubert erfuhr nicht, dass ihm sein Wandergefährte, jener, der über den Frost unter den Menschen und die auskühlende Erde so viel wusste wie er, vorausgegangen war.)

Fremd zieht er wieder aus.

Niemand darf ihn mehr stören, auch die engsten Freunde nicht. Er verrät ihnen nicht, woran er arbeitet.

Abends lässt er sich von ihnen ausführen, in den „Anker“, ins „Burgundische Kreuz“, ins „Goldene Lamm“, in den „Mohren“, in den „König von England“, in den „Roten Igel“, ins „Rote Kreuz“, in den „Roten Krebsen“.

Schwind fragt ihn, ob ihn die Komponiererei schrumpfen lasse. Er wirke noch kleiner.

Übernimm dich nicht, bittet Bauernfeld.

Es gehe ihm wohl wie selten. Die Entfernung, aus der er antwortet, erschreckt ihn.

„Der Wind spielt mit der Wetterfahne
auf meines schönen Liebchens Haus;
da dacht' ich schon in meinem Wahne,
sie pffft' den armen Flüchtling aus.“

Bei einer Schubertiade in einem gräflichen Haus überschüttet die Gastgeberin Schönstein, der singt, mit allergrößtem Lob und übersieht den Komponisten, der ihn begleitet hat. Er bleibt den Abend über hinterm Klavier

sitzen, und es hätte nicht viel gefehlt, er wäre darin verschwunden.

Schober führt gelegentlich Bewunderer zu ihm ins Zimmer, bleibt dabei, achtet darauf, dass sie ihm nicht auf die Nerven gehen.

„Ich besuchte ihn in seinem hochgelegenen, düftig ausgestatteten Zimmer. Ein ziemlich breites, in ursprünglicher Einfachheit konstruiertes Stehpult ist mir noch gegenwärtig – es lagen frisch geschriebene Manuskripte darauf. ‚Sie komponieren so viel‘, sagte ich zum jungen Meister. ‚Ich schreib jeden Vormittag einige Stunden‘, erwiderte er in bescheidenstem Tone, ‚wenn ich ein Stück fertig habe, fang ich ein anderes an.‘ Offenbar tat er eigentlich nur Musik – und lebte so nebenbei.“

Und lebte so nebenbei.

Während er dichtet, erinnert er sich fortwährend an die Müllerin. Gleichzeitig wird ihm bei jedem Takt, bei jedem melodischen Einfall klar, dass er mit dem namenlosen Wanderer sich über eine Grenze begibt. Der Sommer, die grüne Erde, der sprechende Bach haben dem Wanderer einen Tod unter einem weiten Sternenhimmel erlaubt, ein „Und der Himmel da oben, wie ist er so weit“. Jenseits der Grenze, wo er nun wandert, gibt es kein Grün mehr, die Welt erstarrt in Eis und Schnee, die Liebe findet keine Gestalt mehr, sie ist dem Wanderer körperlos wie ein Vorwurf an seine Wärme im Gedächtnis, und der Bach, der ruhlose Freund, erstarrt und lässt ihn allein.

„Der du so lustig rauschtest,
du heller, wilder Fluss,
wie still bist du geworden,
gibst keinen Scheidegruß.

Mit harter, starrer Rinde
hast du dich überdeckt,
liegst kalt und unbeweglich
im Sande hingestreckt.“

Die Gedichtfolge in der „Urania“ schloss mit „Einsamkeit“. Nicht mit dem „Leiermann“.

Nachdem er die ersten zwölf Lieder in der „Winterreise“ komponiert und in der erweiterten Ausgabe von Müllers „Hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten“ weitere zwölf Gedichte entdeckt hat, hält er auf seiner Wanderung an, springt in die Wirklichkeit, die er von nun an mit den Augen des Wanderers betrachtet.

Er wird von dem Advokat Pachler und seiner Frau, der Pianistin Marie Pachler, nach Graz eingeladen. Für sie komponiert er „Zwölf Grazer Walzer“.

Da dankt er nicht aus Konvention. In den drei Septemberwochen wird er von kundigen, freundlichen Menschen ernst genommen und kann sich für die letzte Etappe der Wanderung stärken. Er weiß, er wird in einen Winter zurückkehren, der nicht mehr endet, und das schreibt er andeutend auch in seinem Dankesbrief an Marie Pachler: „Schon jetzt erfahre ich, dass ich mich in Grätz zu wohl befunden habe, und Wien will mir noch nicht recht in den Kopf, 's ist freylich ein wenig groß, dafür aber ist es leer an Herzlichkeit, Offenheit, an wirklichen Gedanken, an ver-

nünftigen Worten und besonders an geistreichen Thaten. Man weiß nicht recht, ist man g'scheidt oder dumm, so viel wird hier durcheinander geplaudert, und zu einer in-nigen Fröhlichkeit gelangt man selten oder nie. 's ist zwar möglich, dass ich selbst viel daran Schuld bin mit meiner langsamen Art zu erwärmen.“

„Hier und da ist an den Bäumen
noch ein buntes Blatt zu sehn,
und ich bleibe vor den Bäumen
oftmals in Gedanken stehn.

Schaue nach dem einen Blatte,
hänge meine Hoffnung dran;
spielt der Wind mit meinem Blatte,
zitr' ich, was ich zittern kann.

Ach, und fällt das Blatt zu Boden,
fällt mit ihm die Hoffnung ab,
fall' ich selber mit zu Boden,
wein' auf meiner Hoffnung Grab.“

Kaum aus Graz zurück, beginnt er mit dem zweiten Teil der „Winterreise“. Jedes Lied reißt ihn hoch und schwächt ihn. Er braucht mehr Zeit als üblich, pausiert, lenkt sich mit anderen Kompositionen ab. Seine Reise wird in ihrer ewigen Wiederholung zum desaströsen Kunststück und zum Menetekel:

„Wunderlicher Alter!
Soll ich mit dir gehn?
Willst zu meinem Lied
deine Leier drehn?“

Dem entkommt er nicht mehr. Dagegen wehrt er sich auch nicht.

Ehe er nach Graz gefahren war, hatte er Freunde eingeladen ins Musikzimmer bei Schober und ihnen den ersten Teil der Winterreise vorgesungen. Er war sicher, die Lieder würden sie erschrecken. Aber erst einmal gab er dem eigenen Schrecken nach: „Wir gingen zu Schober, wo wir Spaun, Schwind, Bauernfeld ... trafen, weil Schubert, Schobers Zimmerherr, uns eingeladen hatte, seine neuen Kompositionen anzuhören, aber unser Freund Schubert kam nicht. Endlich übernahm Schwind es, einige ältere Lieder von Schubert zu singen, die uns entzückten.“

Er hatte sich in die „Krone“ geflüchtet, sich unsichtbar gemacht. Sie würden die Botschaft früh genug hören.

Im Herbst darauf wiederholt er die Einladung, stellt sich. Wie er erwartet, reagieren die Freunde befremdet.

„Er sang uns nun mit bewegter Stimme die ganze Winterreise durch. Wir waren über die düstere Stimmung dieser Lieder ganz verblüfft“, erinnert sich Spaun. „Und Schober sagte, es habe ihm nur ein Lied ‚Der Lindenbaum‘ gefallen. Schubert sagte hierauf, ‚mir gefallen diese Lieder mehr als alle, und sie werden euch auch noch gefallen.““

Er wird sich, nach der Meinung Schobers, von der Strapaze erholen. Schließlich hat er wieder Mohrenlocken wie früher. Schließlich klagt er nicht mehr über wandernde Schmerzen.

Schließlich hat er einen Erfolg nach dem andern, sogar Musikverlage aus Berlin und Leipzig zeigen sich interessiert.

Kümmert es ihn?

Ein bizarrer Gast erscheint in Wien, die Musik als equilibriumistische Kunst, als Magie betreibend. An solchen Dämonen findet er nun Gefallen. Mit Spaun besucht er das erste Konzert, das Paganini von vierzehn Konzerten gibt.

„Es ist nur eine Stimme in unsern Mauern, und die schreit: Höret Paganini.“

Ein flüchtiger Schatten, dem Feuer so nah wie dem Eis, und ein Weggefährte auch.

„Der Reif hatt' einen weißen Schein
mir übers Haar gestreuet,
da meint' ich, schon ein Greis zu sein,
und hab' mich sehr gefreuet.“

Manchmal schafft er es, der Obhut seiner Freunde zu entweichen. Er sucht wieder die Madeln auf, nicht mehr an der Donau, sondern in den Heurigenlokalen, wo sie nicht viel erwarten und noch weniger verlangen. Und wenn er für sich bleibt, fällt es auch nicht weiter auf.

In den Bäumen fängt sich das Licht der Laternen.

Er trinkt viel. So ist es ihm leichter, Worte zu wechseln, eine der jungen Frauen zu sich zu bitten, wie zufällig.

Meistens geht er nach Grinzing, in einen Heurigenhof, in dem ein heruntergekommener Greis wunderbar Geige spielt, vorzugsweise Mozart.

Komm schon.

Sie drückt sich an ihn.

Er küsst sie, fasst sie an.

Wie er heiße.

Franz.

Der Franzl.

Ein zufälliger Gast, von fern gekommen, schaulustig und begierig auf Wiener Berühmtheiten, läuft ihm unter den sich herbstlich einfärbenden Bäumen über den Weg, Hoffmann von Fallersleben: „Der alte Fiedler spielt aus Mozart ... Schubert mit seinem Mäd'el erhuschten wir von unserm Sitze aus; er kam zu uns und ließ sich nicht wieder blicken“, verschwindet aus dem Vorstadtbild, mit oder ohne Mäd'el, aber mit Locken wieder, gekleidet „mit sauberem Rock, einem blanken Hut“:

„Und als die Hähne krähten,
da ward mein Herze wach;
nun sitz' ich hier alleine
und denke dem Traume nach.

Die Augen schließ' ich wieder,
noch schlägt das Herz so warm.
Wann grünt ihr Blätter am Fenster?
Wann halt' ich dich, Liebchen, im Arm?“

Dem wohlgeborenen Fräulein Nanette Hönig, das zum schmückenden Personal der Schubertiaden zählt, teilt er „zu eigenen Händen“ mit:

Es fällt mir schwer, Sie benachrichtigen zu müssen, dass ich heute Abends nicht das Vergnügen haben kann, in Ihrer Gesellschaft zu seyn. Ich bin krank, und zwar von der Art, dass ich für jede Gesellschaft gänzlich untauglich bin. Mit

der nochmaligen Versicherung, dass es mir außerordentlich leid thut, Ihnen nicht zu Diensten zu seyn können.“

„Ich musst’ auch heute wandern
vorbei in tiefer Nacht,
da hab’ ich noch im Dunkeln
die Augen zugemacht.“

Am 14. Januar 1828 kündigt der Musikverleger Tobias Haslinger in der „Wiener Zeitung“ an: „Winterreise, von Wilhelm Müller, in Musik gesetzt für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Franz Schubert. 89stes Werk. In farbigem Umschlag gebunden.“

Dies zu lesen, macht ihn stolz. Seine Stimmung hellt sich etwas auf, worauf Schober sofort umtriebig wird, plant und ins Leben ruft, was schon einmal am Leben war: Die Freunde sollen sich wieder zu Leseabenden treffen; als Lektüre schlägt er die Bücher der „Neuen“ vor, Tieck zum Beispiel, Kleist, Schlegel, Novalis. Ein letztes Mal gelingt es Schober, ohne jede Absicht, den Freund auf seiner Wanderung weiterzubringen. Ein paar Stationen fehlen noch, ein paar Sätze.

Sie lesen gemeinsam Heines „Buch der Lieder“. Endlich kann der sich zu ihm gesellen; der, in vielfältiger Gestalt, ihn schon lang begleitete: Der Doppelgänger.

Er tritt dort auf – in einem schweren Traum, der zu tönen beginnt –, wo der Wanderer fremd ein- und auszieht. Es ist die gleiche Szene, die gleiche unaufhebbare Unwirtlichkeit:

„Sill ist die Nacht, es ruhen die Gassen.
In diesem Hause wohnte mein Schatz;
sie hat schon längst die Stadt verlassen,
doch steht noch das Haus auf demselben Platz.

Da steht auch ein Mensch und starrt in die Höhe,
und ringt die Hände, vor Schmerzensgewalt;
mir graust es, wenn ich sein Antlitz sehe, –
der Mond zeigt mir meine eigne Gestalt.

Du Doppelgänger! du bleicher Geselle!
Was äffst du nach mein Liebesleid,
das mich gequält auf dieser Stelle,
so manche Nacht, in alter Zeit?“

Das Ostinato, mit dem er dieses Lied eröffnet, eine melodische Kreuzform, erinnert an die Spur der Passion und erwidert den immer schwerer werdenden Achteln des Wanderers:

„Ich kann zu meiner Reisen
nicht wählen mit der Zeit,
muss selbst den Weg mir weisen
in dieser Dunkelheit.

Es zieht ein Mondenschatten
als mein Geführte mit,
und auf den weißen Matten
such’ ich des Wildes Tritt.“

Ohne sich und den andern die plötzliche Laune zu erklären, erkundet er die Stadt, läuft zum Himmelpfortgrund und auf die Roßau, spaziert durch die innere Stadt, sammelt die Erinnerungen an seine Quartiere ein, steigt Treppenhäuser hinauf und geht wieder hinunter, ohne irgendwo angeklopft zu haben, repetiert Wirtshäuser und Stammtische. Jeden, der ihm zufällig begegnet, nimmt er, wenn er Zeit hat, ein Stück mit, unterhält ihn mit Anekdoten oder sagt, wie ein Schüler, Gedichte auf. Und in die Kirchen, die er von Kind her kannte, tritt er wie ein Pilger.

Peter Härtling



Aus der „Winterreise“ von Franz Schubert

Erstarrung

Ich such' im Schnee vergebens
nach ihrer Tritte Spur,
wo sie an meinem Arme
durchstrich die grüne Flur.
Ich will den Boden küssen,
durchdringen Eis und Schnee
mit meinen heißen Tränen,
bis ich die Erde seh'.

Wo find' ich eine Blüte,
wo find' ich grünes Gras?
Die Blumen sind erstorben,
der Rasen sieht so blass.

Soll denn kein Angedenken
ich nehmen mit von hier?
Wenn meine Schmerzen schweigen,
wer sagt mir dann von ihr?

Mein Herz ist wie erstorben,
kalt starrt ihr Bild darin;
schmilzt je das Herz mir wieder,
fließt auch ihr Bild dahin!